

Niemand verstand den „Mord im Dom“

Bericht unseres zur Biennale nach Venedig entsandten Filmschriftleiters Hans Schaarwächter

Im Programmheft zu seinem ersten Film „Mord im Dom“ sagt der Dichter Eliot, er sei mit den erreichten Resultaten durchaus zufrieden. Jeder Filmbesucher verstehe jedes Wort, und so habe die Dichtung auf dem Transport vom Sprechtheater auf die Leinwand nur gewonnen. Das ist seine wohlberechtigte Meinung, und doch ist es möglich, daß der Filmfreund anderer Meinung ist. Das im wesentlichen italienische Abendpublikum der Venediger Festspiele war durchaus dieser anderen Meinung. Es kommentierte die endlosen Gänge und Gesten und Worte auf ironische Weise, klatschte, wenn die des öfteren festgefrorene Handlung auf der Leinwand sich endlich erlösend wieder in Bewegung setzte, und fand die ganze Sache, wenn auch nicht gerade langstielig, so doch langstilig.

Schuld an dieser Widerspenstigkeit hat in erster Linie der englische Organisator; der den

Film unsynchronisiert und unbetitelt auf den Wettbewerb schickte. Der Schreiber dieses Berichtes steht dem Synchronisieren durchaus spektisch gegenüber, aber es geht einfach nicht an, etwa eine im epischen Schritt vorrückende Bibelvorlesung von zweieinhalb Stunden Dauer in einer dem Zuhörer unbekanntem Sprache vorzunehmen. Ganz besonders dann nicht, wenn jedes Wort dieser Vorlesung, auch wenn es durch den Film illustriert wird, voller Bedeutung steckt. Dies aber ist in Eliots Drama der Fall. Wer nicht genau hinhört, verliert den Faden und verirrt sich in einem Irrgarten von Beziehungen, die durch die Aufteilung in Monologe, Dialoge, Chöre und Einflüsterungen von oben nicht verständlicher werden.

Es ist nun gerade die Stärke und das Lobenswerte und in gewissem Sinne auch das Neue in Eliots Werk, daß es den Hörer und Schauer zur geistigen Mitarbeit zwingt. Und es läßt sich nicht leugnen, daß selbst der spontanen Kritik des italienischen Publikums eine Rücksichtnahme, ein unausgesprochener Respekt nicht fehlte. Man fühlte, daß Geistiges vorging, da man es aber nicht verstand, fühlte man sich einerseits düpiert und andererseits zum Lachen gereizt. Wenn hier etwas zu lernen war, so muß es der englische Organisator tun. Und selbst der Dichter wird eingesehen haben, daß man im einleitenden Wort nicht den Vorzug des Films preisen kann, daß „jedes Wort auch dem fernsten Zuhörer verständlich“ sei, wenn radikal niemand nichts versteht.

Es ist schwer, unter solchen Umständen auf die Kritik des Films als solchem zu kommen. Schreiber dieser Zeilen kennt das Stück „Mord im Dom“ aus deutscher und italienischer Aufführung und aus intensiver Lektüre. Von der hiesigen englischen Presseleiterin befragt, mußte er ihr sagen, daß er die Theateraufführung dem Film vorziehe. Der Regisseur Höllering ist, so hört man hier sagen, gerade auf das Faktum stolz, daß noch nie ein Film „so ganz Wort“ gewesen sei, wie dieser. Welch' seltsamer Stolz bei einem Filmmann, der doch der Meinung sein müßte, ein Film habe „ganz Bild“ zu sein! Er hat sich bemüht, in die Fußstapfen Oliviers zu treten, wie man sie aus der bedeutenden Hamlet-Inszenierung kennt, aber Höllering ist als Regisseur kein Olivier; der echte Priester John Groser, den man den Thomas Becket spielen läßt, ist kein Olivier als Schauspieler; und endlich ist Eliot (auch das muß hier erwähnt werden) kein Shakespeare.

Höllering hat ein wenig von einem Laienspielregisseur an sich, und das chorische Spiel stößt in dieser Richtung noch vorwärts. Eliot sei Dank gesagt für sein Werk, das aber bereits

vor diesem Film bestand; die Verfilmung sei ihm als Intention verdankt, als Werk, nicht ohne respektvolles Zögern, zur Hälfte verziehen; die andere Hälfte möge nicht gerade zur Hölle, aber zu Höllering fahren!